

Die Pest von Sommerach

Einer alten Sage nach erzählt.

Endreß Seufert, der Führmann von Sommerach, saß am Mitternacht noch vor seinem Führhause am Main und starrte in die dunkle Nacht, lauschend dem Murmeln des Flusses, der trägt dahinfließ und seine Wasser hier und da mit Gewalt an das Boot warf, daß es polternd an das Ufer stieß und den Führmann aus seinen Träumen schreckte.

„Heute wird wohl niemand mehr kommen zum Überfahren“, brummte er leise vor sich hin und schaute nochmal über den Fluß hinweg zum anderen Ufer. Es war niemand zu sehen. Er prüfte noch mal die Verankerung des Bootes und schritt langsam seinem Hause zu. Frau und Kinder, die tagsüber in den Weinbergen gearbeitet hatten, schliefen, müde von der harten Arbeit, längst.

Auch Endreß wollte man in Ruhe den neuen Tag erwarten, als er, ein kalter Schauer rieselte durch den Körper des Alten, plötzlich auf der anderen Seite des Flusses den Sand lauschen hörte und durch die tiefe Einsamkeit der Nacht ein Keuchen vernahm, wie das atmehlose Laufen eines zu Tode gehetzten Menschen. Stumm stand Endreß Seufert vor der Türe des Hauses und spürte handtief in die kühle Nacht. Die Schritte kamen näher und immer näher, und da sah er auf einmal im Scheine des Mondes eine Gestalt am Ufer stehen, die wild gestikulierend ihn mit seinem Boot zum anderen Ufer rief.

„Hol über, hol über!“, rief es immer wieder von neuem mit heiserer Stimme zu ihm herüber. Den Führmann packte der Schrecken. Wie gebannt blieb er stehen. Der Atem stockte ihm in der Brust.

„Hol über, Führmann, hol über!“, rief es noch einmal, doch diesmal war das Rufen weicher und milder gesümm. Es war wie das leise Schluchzen eines Wolfes, das verfolgt und gehetzt, glücklich aus den Händen ihrer Verfolger entrannt und sich nun in Sicherheit wußte.

Endreß Seufert war ein guter Mensch. Er hatte ein mitleidiges Herz. Nun hatte er keine Furcht mehr, und schnell entschlossen sprang er an die Fähr, löste das Seil und fuhr über.

Am anderen Ufer stand ein großes, lugeses Weib und wartete, der Überfahrt begehrnd. Geltschwarz war ihr knochiges Antlitz, das durch ein sonderbares Kopftuch fast verdeckt wurde. Die dunklen Augen starrten gläsern aus ihren Höhlen, das Gewand hing ihr in Fetzen vom Leibe und die langen, mageren Finger klapperten wie düre Buchenstäbchen aneinander. Entsetzt faßte den Führmann beim Anblick dieser Frau, und der Führmann entfiel seinen zitternden Händen. Doch schnell vernahm er sich wieder und stieß seinen Schelch glücklich vom Ufer ab. Kein Wort sprachen sie während der Fahrt miteinander, — sie wurde dem Führmann fast zur Ewigkeit. Kein Wort kam von den welken, blutlosen Lippen und nur der heiße Atem kroch ihr wie kräuselnde Flammen aus dem Munde. Am anderen Ufer angelangt, glaubte man Endreß seinen unheimlichen Gast los zu sein, doch das Weib bat ihn, noch ein Viertelstündchen in seiner Wohnung auserhen zu dürfen.

„Ich bin müde“, sprach sie mit spöttisch lauerndem Blick zu dem Führern, und ich habe eine weite, anstrengende Reise hinter mir. Nur ein Viertelstündchen möchte ich bei dir ausruhen, dann will ich wieder meines Weges weiterziehen!“ —

Der Führer hatte ein gutes Herz und ließ sie eintreten in sein Haus. — Doch immer noch würgte der Schreck seine Glieder. Er bekreuzigte sich und seine Stube, als er über die Schwelle trat. Selten schaute er zu dem alten Weibe hinüber; die aber setzte sich müde und matt in den großen Sessel am Ofen und löste das Tuch von ihrem Kopfe und — siehe, sie hatte braudrotes Haar.

„Das bedeutet nichts Gutes“, dachte der Führer und sein Herz wurde leichter, als sie zu sprechen anhub. „Ferne ist noch mein Ziel und die Nacht ist kalt, — mich friert. Morgen erst will ich weiter wandern. Zeige mir den Weg zur nächsten Herberge, damit ich meine müden Glieder dort ausruhen kann.“

Endlich wies ihr gerne der Weg zum nächsten Gasthaus im Ort, froh, sie nun endlich aus seinem Hause zu haben. Seine Frau und Kinder schliefen noch und wußten nichts von den Begebenheiten dieser Nacht.

Eins schlägt vom Kirchturm im Dorfe. Im Wirthshaus brennt noch ein Licht, ruhig und wüb. Um den großen Eichentisch in der Gäste-Stube saßen der Wirt mit Frau und Kind. Es war, als hätte sie ein geheimes Erwas nicht zur Ruhe kommen. Stumm und bedrückt saßen sie da und schauten sich an. Das Kind lag schlafend in der Mutter Arm. — Da schlug es klopfend an die Thür!

Ein Schauer kam über die Leute in der Stube. „Wer ist draußen!“, rief der Wirt zur Thür hin. „Ich bin, macht auf!“ Der Wirt schob den Ringel zurück und herein trat die schwankende Gestalt der Frau. „Geht mir zu essen und dann ein Lager, — mehr will ich nicht! Nur eine Stunde will ich schlafen, dann geh' ich weiter!“ sprach das Weib, nahm das Tuch vom Kopfe und ließ sich erschöpft in den Stuhl fallen der in der Ecke stand. Die Frau des Wirtes brachte Brot und Käse und stellte ein Krüglein Wein auf den Tisch. Gierig aß und trank die Alte von dem Speise und ging schweigend zu dem ihr bereiteten Lager.

Die Wirtsknechte konnten in dieser Nacht kein Auge mehr schließen. Es war, als läge der Satan im Hause. — Im Morgenrauen, bevor noch das Aveliten über das Dorf erlång, verschwand der unheimliche Gast aus dem Hause, — niemand wußte wohin. Am selbigen Tage erkrankte die Magd des Wirtes. Danach die Wirtin und das Kind und darauf der Wirt selbst an der Pest und alle vier starben in der folgenden Nacht. Auch Endreß Seufert erkrankte mit seiner Familie. Sie starben gleichfalls, so daß die Bede ging im Lande, der Mairführer habe die Pest über den Main gelahen. Bald hab ein großes Sterben an von Haus zu Haus. Dreißig brave Bürger starben nacheinander an dieser schrecklichen Seuche.

Spätes Leben

(Willy Reichert gewidmet)

Glücklich bin ich,
daß ich den goldenen Becher
in Weisheit
und voll des Weines
in einem Zug
getrunken.

Mögen den Wanderstab nun,
der in der Ecke
steht,
die Spinnen
mit silbernen Fäden
umweben.

Reich war
mein Leben,
fröhlich
in der Gnade
des göttigen Gottes.

Wo da immer ein Schatten
den Weg mir
umdunkelt,
war auch ein Licht,
in dem ich die Pforte
zum Ewigen
sah.

Ruhig schreite ich,
lächelnd,
dem Endlosen
zu.